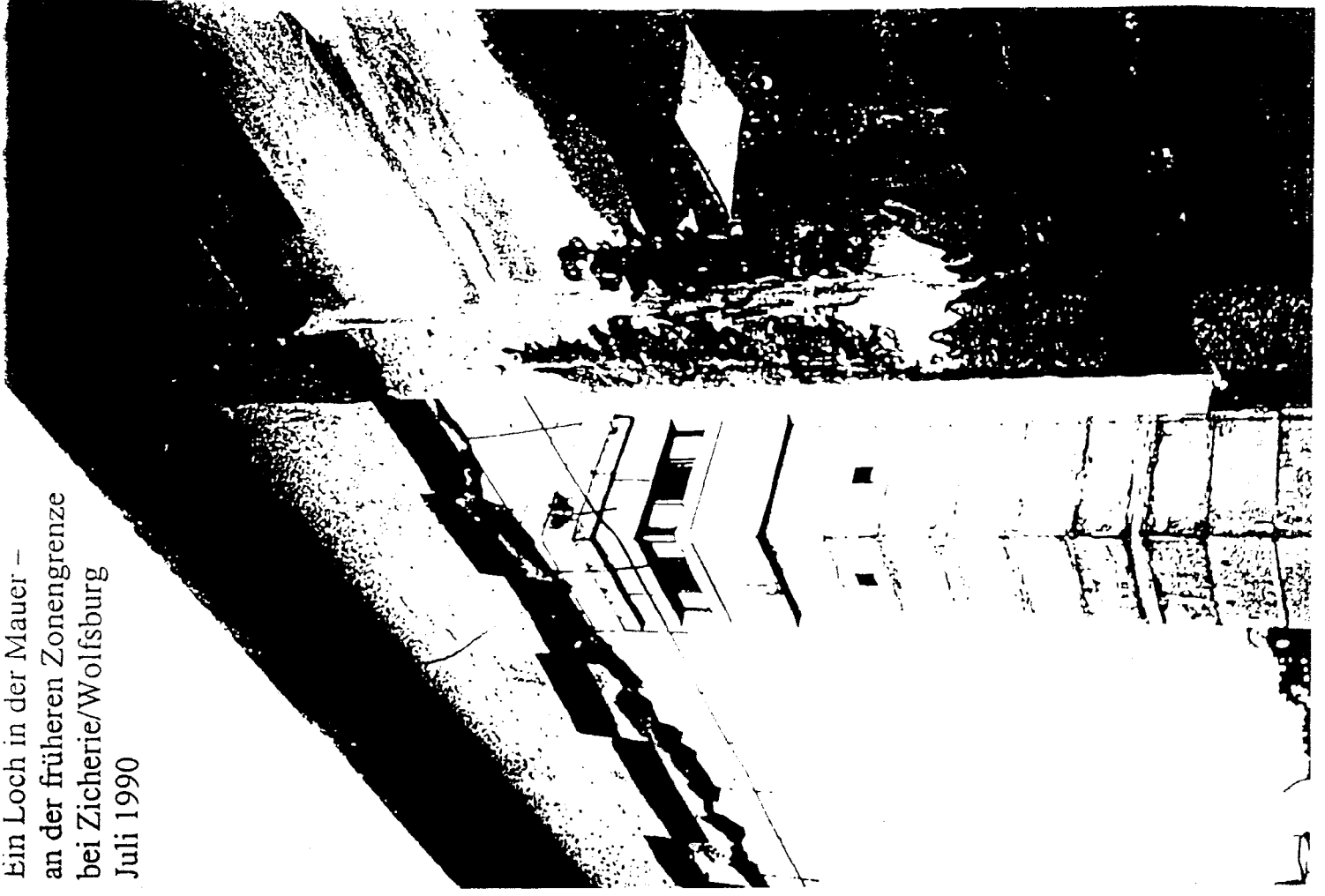
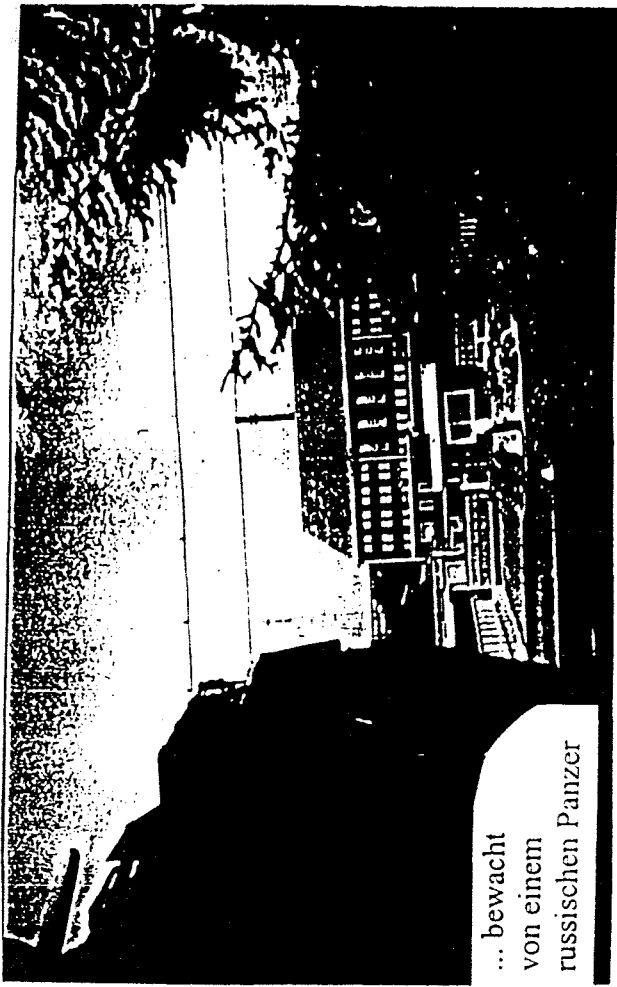


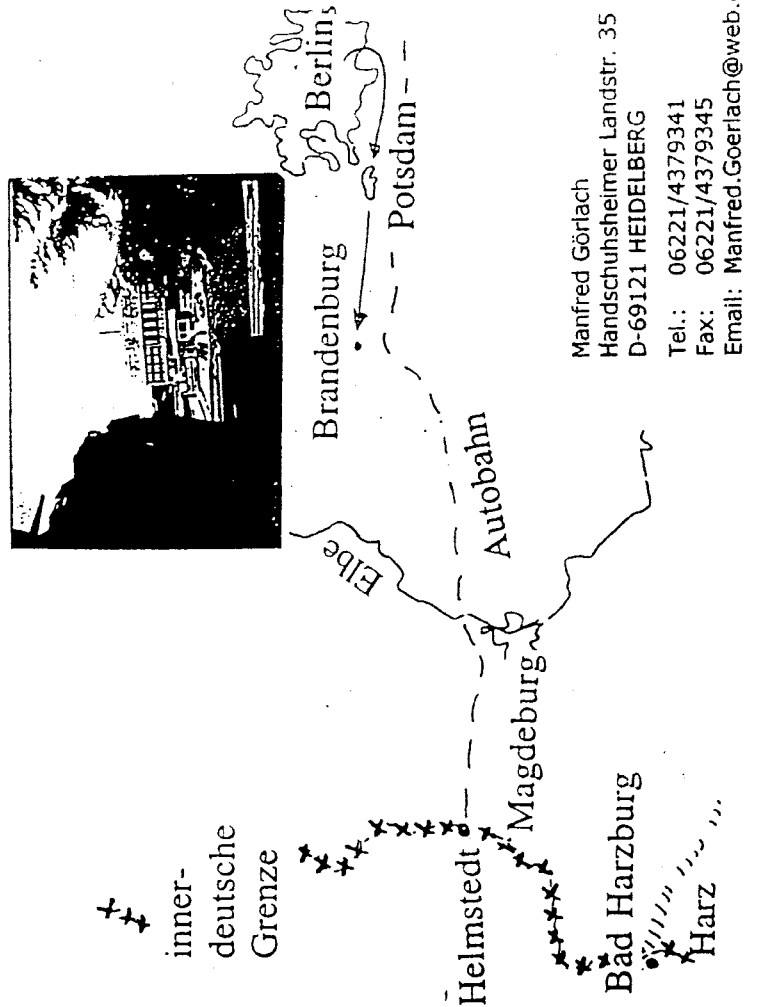
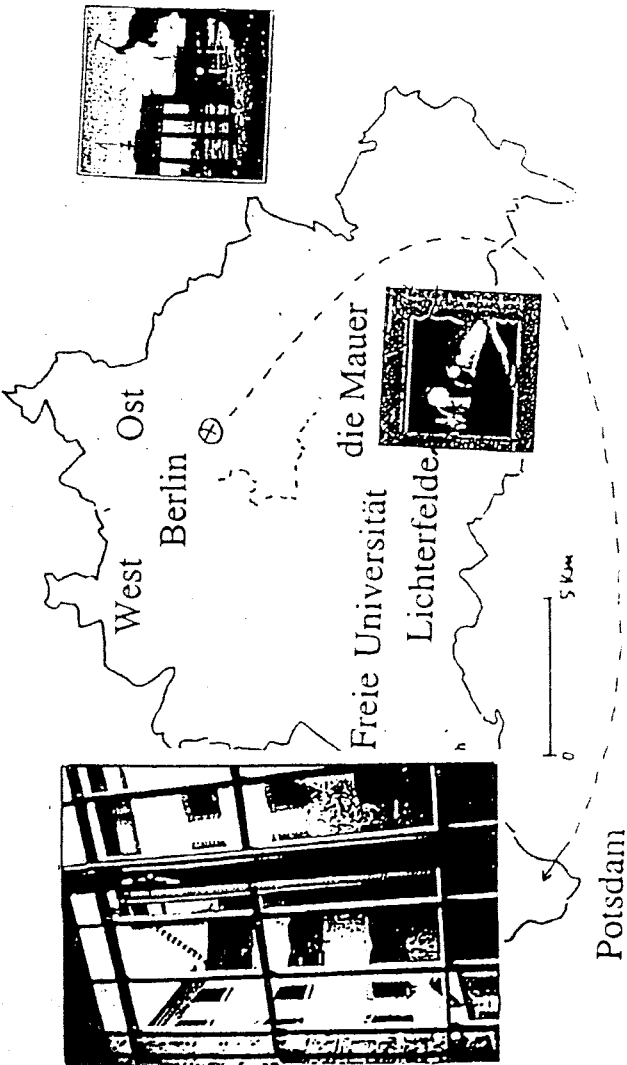
Ein Loch in der Mauer –
an der früheren Zonengrenze
bei Zicherie/Wolfsburg
Juli 1990





... bewacht
von einem
russischen Panzer

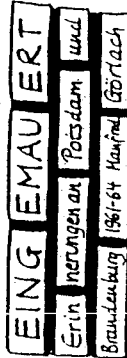
Zuchthaus Brandenburg – von draußen und drinnen



Manfred Görlach
Handschunheimer Landstr. 35
D-69121 HEIDELBERG
Tel.: 06221/4379341
Fax: 06221/4379345
Email: Manfred.Goerlach@web.de

Manfred Görlach
Handschuhsheimer Landstr. 35
D-69121 HEIDELBERG

Tel.: 06221/4379341
Fax: 06221/4379345
Email: Manfred.Goerlach@web.de



ist nicht mehr so
Meine geheimen Stasi-Protokolle

Vorwort

Am 13. Dezember 1961 wurde ich von der ostdeutschen Geheimpolizei, der Stasi, während der Vorbereitung der Flucht einer Mitsudentin in Ostberlin verhaftet; dreißig Jahre später habe ich mich – unter griechischer Sonne auf der Insel Timos – hingesetzt und die Ereignisse und Erfahrungen aufgeschrieben. Dabei konnte ich mich auf die ziemlich vollständig erhaltenen Schriftzeugnisse aus der Haftzeit stützen. Dies ergab nach langer Rekonstruktion der Einzelheiten und umfangreicher Redaktionsarbeit in Buch von 238 Seiten, das ich als *Eingemauert* im Dezember 1991 in kleiner Auflage privat drucken ließ. Im Juni 1992 hatte ich Gelegenheit, die Stasi-Akten einzusehen. Ich habe daraufhin einen kleinen Nachtragsband von 67 Seiten zusammengestellt, mit Kopien von Originaldokumenten und den Einsichten, die mir die Stasi-Berichte, als Sicht der anderen Seite, verschafften.

1997 habe ich dann eine Kurzfassung auf Englisch geschrieben, da die hundert Exemplare der deutschen Ausgabe längst an Freunde und einige Forschungsbibliotheken verschenkt waren – und da nicht alle ausländischen Freunde Deutsch verstehen. Die englische Fassung erwies sich dort als besonders willkommen, wo ich – auf fünf Kontinenten – Vorträge über meine Erfahrungen gehalten habe.

Zum 40. Jahrestag meiner Verhaftung erscheint mir nun eine Kurzfassung auf Deutsch gerechtfertigt. Der Streit um die Stasi-Akten ist noch immer in vollem Gange, und Themen der jüngeren deutschen Vergangenheit sind weiterhin aktuell geblieben. Da ich nicht vor habe, die zwei Bände des Originals nachzudrucken, scheint mir die vorgelegte Kurzfassung eine Lücke zu füllen. Sie vereint die Berichte aus dem ersten Band (in Normaltype) mit den Ergebnissen der Akteneinsicht (in Kursivschrift), was dem Leser erlaubt, die Ereignisse aus verschiedenen Blickwinkeln zu lesen.

Über Rückmeldungen zu der hier vorliegenden Fassung würde ich mich freuen – sie spiegelt ein kleines Stück Alltagsgeschichte aus einer glücklicherweise überwundenen Zeit.

Köln, Mai 2001 / Heidelberg 2006

Manfred Görlach

1.1 Einleitung

Im Jahre 2001 hätte die Berliner Mauer ihren 40. Geburtstag feiern können – und die Wahrscheinlichkeit, daß das gelingen würde, war noch im Sommer 1989 groß; 2001 ist auch der 40. Jahrestag meiner Verhaftung in Ostberlin. Als die ersten Anzeichen eines Zerfalls des östlichen Blockes sichtbar wurden und die Fragen von Menschenrechten, Reisefreiheit und freien Wahlen wieder neu diskutiert wurden, nutzte ich einen Sommerurlaub in Griechenland, um eine erste Niederschrift aus der Erinnerung heraus zu Papier zu bringen, einen Entwurf, den ich zu Hause durch die fast vollständig erhaltenen Briefe aus den Gefängnissen und in die Haft hinein sowie die mir inzwischen zugänglichen Dokumente wie Anwaltsbriefe, Anklageschrift und Urteil ergänzte. All dies ist in dieser Kurzfassung zusammengefaßt: obwohl die schrecklichen Details meiner 976 Tage in der Haft der längeren Fassung hier ausgespart bleiben, bewahrt die Schilderung wohl doch genügend unmittelbare Eindrücke, die eine glücklich überstandene Periode anschaulich machen.

1.2 Die Vorgeschichte des Mauerbaus

Deutschland war ja seit 1945 in vier Besatzungszonen geteilt, und die Grenze zur 'Sowjetzone' entwickelte sich besonders nach 1949 zu einer der Problemzonen des Kalten Krieges. Der Eisernen Vorhang quer durch Deutschland wurde zunehmend durch Stacheldraht und später durch Minen, Wachtürme und Selbstschußanlagen undurchlässig gemacht. Seit meinen Schuljahren in Bad Harzburg (1944-57), fünf Kilometer von der Grenze, hatte ich unmittelbare Eindrücke von den Folgen der Spaltung. 1957 kehrte ich zum Studium in meine Geburtsstadt Berlin zurück, wo ich wiederum mit der Teilung Deutschlands konfrontiert wurde. Bis 1961 war die Sonderstellung Westberlins einmalig: eine Insel umgeben von der DDR war sie doch innerstädtisch auf Straßen und durch S-Bahn und U-Bahn verbunden – Hunderttausende überquerten täglich die Grenze, darunter auch viele, die sich durch die Flucht für immer aus dem Paradies der Arbeiter und Bauern verabschiedeten. Der östliche Staat verlor jedes Jahr 1-2% seiner Bevölkerung, und im Nachhinein war der Entschluß der östlichen Machthaber, das letzte Schlupfloch Westberlin zu verstopfen, folgerichtig. Als die Nachricht von der Abriegelung am Sonntagmorgen, 13. August 1961, in den Radionachrichten verlesen wurde, traf sie jedoch überall auf ungläubiges Staunen – wie kann man Straßen und Flüsse, U-Bahnen und Kanalisation in einer Millionenstadt 'dicht'machen? Im Laufe der folgenden Woche brach ich von Berlin-Lichterfelde in die östliche Innenstadt auf, um mir die Lage anzusehen: wie berichtet, standen Panzer in den grenznahen Straßen, mit Geschützen, die in die falsche Richtung zeigten – nicht nach Westen, von wo ja die imperialistische Bedrohung kommen sollte, die den 'antifaschistischen Schutzwall' angeblich nötig machte. Da ich mitten in den Vorbereitungen für das Philosophicum als

ersten Teil des Staatsexamens steckte, fuhr ich erstmal zwei Wochen mit Büchern nach Bad Harzburg. Als ich Ende August zurückkam, hatten die Kommunisten die Grenzabsperrungen weiter ausgebaut – und die Einreise für Westberliner unmöglich gemacht. Ich war als Westdeutscher einer der wenigen Studenten der Freien Universität, die noch zu Tagesaufenthalten nach Ostberlin fahren konnten – ohne Schwierigkeiten, aber durch widerliche Kontrollen.

1.3 Die Flucht von Karin und Brigitte

Tausende von Ostberlinern hatten vor dem Mauerbau in Westberlin gearbeitet oder studiert, und ich kannte einige solcher Studenten. Viele von ihnen hatten sich zum Studium an der östlichen Humboldt-Universität beworben, waren aber wegen ihrer bürgerlichen Elternhäuser nicht zugelassen worden – und schon gar nicht zum Studium der Anglistik, der Sprache des Feindes. Als ich mich nach dem Schicksal von Ostberliner Mitstudenten erkundigte, erfuhr ich, daß niemand irgendetwas von ihnen wußte. Eine Mitstudentin bat mich, Karin zu besuchen, und so fuhr ich gen Osten und traf sie an ihrer vorläufigen Arbeitsstelle in der Staatsbibliothek. (Studenten mußten sich durch Arbeit als würdige Glieder der Gesellschaft bewähren, waren aber natürlich vom Weiterstudium ausgeschlossen). Als wir nach draußen gingen und Unter den Linden entlangschlenderten, fragte ich sie (vielleicht etwas naiv), ob ich ihr einen Gefallen tun könnte. Die spontane Antwort war: "Holt mich hier raus." Ein 'Ja' als Reaktion war nicht möglich – ein 'Ja' hieß, ein gefährliches Risiko auf mich zu nehmen, aber ein 'Nein' hätte bedeutet, auf Dauer mit einem schlechten Gewissen zu leben, solange denn für eine solche Hilfe gute Erfolgsaussichten bestanden. Unsere Generation hatte ja auch die Älteren befragt, weshalb in den 1930er Jahren denen so wenig geholfen wurde, die diese Unterstützung so nötig hatten: wo wie hier dringend von Staats wegen Unrecht geschah, konnte ich meine Hilfe nicht versagen.

Im Fall von Karin war glücklicherweise kein allzu großer Einsatz nötig: ihre Westberliner Verwandten, die Ostberlin nicht besuchen durften und klug genug waren, keine Briefe zu schreiben, konnten und wollten die Flucht von Karin und ihrer Mutter und Großmutter vorbereiten, und ich wurde als Kurier gebraucht. Also fuhr ich ein Dutzend mal nach Ostberlin, bis alle drei draußen waren – in einem umgebauten Wagen, unter dessen Rückbank genügend Platz für ein Versteck für wenige Stunden war. Ich kannte diese Einzelheiten nicht – je weniger man weiß, desto besser für den Fall, daß etwas schiefgeht ...

Im September traf ich Brigitte, eine andere frühere Mitstudentin, in Ostberlin. Mein Angebot, ihr mit kleinen Dingen zu helfen, ergab wieder die Bitte: "Ich will hier raus und brauche Eure Hilfe!" Ich wußte damals keine Lösung, aber versprach, ihren Wunsch ernst zu nehmen. In der Zwischenzeit kümmerte ich mich um meine Prüfungsvorbereitungen. (Irgendwann in dieser wirren Zeit habe ich dann im Oktober das Examen abgelegt). Durch Zufall traf ich Wochen später

einen Studenten, der mich an eine Adresse im Evangelischen Studentenheim im Rudeloffweg in Dahlem verwies. Als ich dort meine Geschichte vortrug, öffnete der Student eine Schublade und holte zwölf Ausweise heraus. Er erklärte mir, die sicherste Fluchtmöglichkeit sei mit Hilfe eines ausländischen Passes. Ich sollte ein Paßbild der Studentin besorgen, wir wollten dann einen mit ähnlichem Photo aus seiner Auswahl von über einem Dutzend aussuchen. Es sei Eile angesagt, denn daß Ausländer ohne Visum, Stempel oder Passierschein nach Ostberlin ein- und ausreisen konnten, würde wohl bald geändert werden. Ich traf mich also mit Brigitte im Osten, übernahm ein Paßphoto, und wir fanden in Dahlem, daß das Bild demin einem schwedischen Paß ähnlich genug war. Als mir das Risiko des Unternehmens klar war, wurde mir aber doch ganz anders: es war bekannt, daß ein geschmuggelter Paß einige Jahre Gefängnis bedeuten konnte. Klaus, ein Mitstudent (von dem ich ahnte, daß er in ähnlichen Aktionen beteiligt war), war sofort bereit, mit mir zusammen nach Ostberlin zu fahren. Er borgte sich den VW seiner Freundin aus, wir versteckten den Paß hinter einer Türverkleidung und überqueren die innerstädtische Grenze ohne Schwierigkeiten. Allerdings führen wir in unserer Nervosität erst einmal in eine Einbahnstraße in falscher Richtung ein und wurden prompt von einem Polizisten angehalten. Der merkte nichts von unserer Anspannung, kassierte 20 (West-)Mark Bußgeld und ließ uns weiterfahren. "Solche Schnitzer sollen uns nicht wieder unterlaufen", dachten wir und fingerten in einer ruhigen Seitenstraße den Paß aus dem Versteck hervor – und merkten erst, als wir in die Hauptstraße einbogen, daß wir an der Seitenfront einer Polizeiwache gestanden hatten ... Wir trafen Brigitte am vereinbarten Treffpunkt, übergaben den Paß in einer Frühstücksdose, sie verschwand in einer Toilette und gab uns die leere Dose zurück. Sie war sicher, daß es das Wagnis wert war.

Also konnte die Planung für die Flucht ernsthaft beginnen. Ich fuhr nach Westberlin zurück, borgte mir eine Rückfahrkarte nach Stockholm und ein paar schwedische Münzen von einer Studentin, die mir auch ein paar Sätze Schwedisch beibrachte, die ich an Brigitte weitergeben konnte. Dann bat ich Eben, einen englischen Freund, dreimal durch den Kontrollpunkt Friedrichstraße aus- und einzureisen, um herauszufinden, wie gründlich die diensthabenden Grenzpolizisten arbeiteten. Schließlich rief ich auch meine Schwester Waltraud auf ihrer Arbeitsstelle an und bat sie, mit guten Schuhen und bestem Mantel sowie Makeup nach Ostberlin zu kommen – Brigitte wäre in ihren Ostsachen wohl nicht als Schwedlin durchgegangen. Wir trafen uns alle wie verabredet vor der Wohnung der Eltern einer Mitsstudentin, die selbst geflüchtet war (und deren Eltern mich kannten, weil ich Bücher für sie nachgeholt hatte). Die Eltern hatten versprochen, daß wir die Wohnung zum Umziehen benutzen könnten – waren aber verschwunden, wohl weil sie Angst bekommen hatten, die Ankunft einer Gruppe von jungen 'Westlern' könnte Verdacht erregen. Wir waren also gezwungen, die Freundlichkeit eines älteren Ehepaares auszunutzen, die wir eigentlich nicht mit

der Sache hatten belasten wollen. In einer halben Stunde war Brigitte geschminkt und umgezogen und war dem Paßphoto noch etwas ähnlicher geworden, und Eben brachte die beruhigende Nachricht, daß die diensthabende Schicht an der Grenze keinen besonders gründlichen oder mißtrauischen Eindruck machte. Wir versteckten Brigittes Personalausweis an einer Stelle, wo sie ihn leicht wieder abholen konnte, wenn die Aktion abgebrochen werden mußte, und teilten uns in drei Gruppen: Eben und Klaus als Vorhut, Brigitte allein von den zwei Paaren 'eingerahmt' und Waltraud und ich am Schluß. In der Straßenbahn setzte sich ein verdächtig aussehender Mann zu uns – und stieg mit uns in dieselbe U-Bahn um. Wir wurden etwas unruhig, aber dann stieg er eine Station vor der Grenze aus ... Da wir hinter Brigitte gingen, konnte ich ihren Grenzübertritt wie in einem Film mitverfolgen. Sie war erstaunlich gelassen, mit fast professioneller Ruhe. Sie ging zur Paßkontrolle und zeigte ohne Anzeichen von Unruhe den Paß vor. Der Blick des Polizisten ging vom Paß zu ihrem Gesicht auf und ab – und dann winkte er sie durch. Sie hatte einen ihrer schwedischen Sätze: "Das ist ein altes Photo" nicht anwenden müssen. Bei der Geldkontrolle wurde sie auf Deutsch gefragt: "Haben Sie Geld der Bank der DDR bei sich?" Brigitte verstand das nicht, zuckte mit den Achseln und sagte ihren zweiten schwedischen Satz auf: "Jag forstå ingenting" (ich verstehe nichts). Das verstand nun wiederum der Polizist nicht und machte deshalb die internationale Geste des Geldzählens. "Nej" (nein), begleitet von Kopfschütteln – und wieder wurde sie durchgewinkt. Der Polizist folgte ihr sogar noch und zeigte ihr den Ausgang zum richtigen Bahnsteig, von wo die Züge nach Westen abfahren. Da das S-Bahn-Gelände auch in Westberlin unter östlicher Kontrolle stand, gaben wir uns untereinander nicht zu erkennen, bis wir den Bahnhof Lichtenfelde-West verlassen hatten.

Meine Bemühungen, ostdeutschen Studenten bei der Flucht zu helfen, hätten hier aufhören sollen. Jeder weitere Versuch barg ein erhöhtes Risiko. Aber da war das Gefühl, daß viele andere in Brigittes Lage auf eine Ansprache warteten. Deshalb besuchten Klaus und ich noch ein paar andere Englisch-Studenten im Osten, die aber glücklicherweise bleiben wollten und deshalb keine Hilfe benötigten. Eine Studentin in Potsdam sollte jedoch in Schwierigkeiten sein, und deshalb baten wir Helga, eine von den Ostberliner Studentinnen, sie aufzusuchen: Klaus und ich durften nur nach Ostberlin, nicht aber in die Umgebung. Auf jeden Fall sollte kein Brief geschrieben werden, selbst mit unverdächtigem Inhalt – die Post an alle früheren 'Grenzgänger' wurde (so hörte man) überwacht. Helga entschied, daß sie keine Zeit hatte für eine Fahrt nach Potsdam – und schrieb einen Brief, der eine Lawine auslöste. Nach einer Woche hatte sie auf ihre Einladung zum Gespräch in Ostberlin eine zustimmende Antwort aus Potsdam. Zu dem Treffen erschien die 'Studentin' mit ihrer Mutter, um die Einzelheiten einer möglichen Flucht: durchzusprechen und einen Termin mit einem Westberliner Studenten zu vereinbaren, wo dann weitere Details besprochen werden sollten. Waltraud brachte diese Nachricht einen Tag vor dem Termin aus Ostberlin mit; eigentlich

war Klaus an der Reihe, aber da er eine wichtige Verabredung für den Abend des Mittwoch, 13. Dezember, hatte, erklärte ich mich bereit, zum Treffen zu fahren.

1.4 *Geschnapp!*

Nach einem anstrengenden Arbeitstag in der Universität fuhr ich zum Kontrollpunkt Friedrichstraße, wo ich die 'Studentin' an ihrem blauen Mantel und der unter den Arm geklemmten Zeitung erkannte. Sie stellte mich ihrer 'Mutter' vor, die, wie sie sagte, sich große Sorgen wegen des Risikos machte. Deshalb sollten wir das Ganze in Ruhe durchsprechen, und da es bitterkalt war – und auf der Straße ungewollte Mithörer nicht auszuschließen seien – sollten wir mit einem Taxi zur Wohnung einer Freundin fahren. All dies schien sehr vernünftig, und ich wußte nicht, weshalb ich hätte widersprechen sollen. Wir fuhren also nach Pankow, wurden ins Wohnzimmer gebeten, und das 'Verhör' begann – ohne daß ich auch nur ahnte, daß ich in der Falle saß. "Wissen Sie Bescheid über erfolgreiche Fluchten? Bekommt meine Tochter irgendwelche Unterstützung im Westen? usw." Die Wohnungsbesitzerin kam wieder und bot uns Kaffee an. Ich sagte ihr, sie solle den kostbaren Kaffee besser selbst trinken, aber sie bestand darauf. Als sie ihn hereinbrachte, war er schon in Tassen eingefüllt – ich war weiterhin nicht mißtrauisch, konnte mir aber später erklären, weshalb ich nach dem Trinken so schrecklich müde geworden war ... Die Befragung wurde fortgesetzt, bis die Wohnungsinhaberin wieder hereinkam und Zigaretten anbot. Ich lehnte ab, aber die 'Studentin' wollte rauchen. "Dann gehe ich schnell und hole eine Packung aus dem Automaten." Sie kam bald mit den Zigaretten zurück – und zwei Minuten später standen zwei Herren in schwarzen Ledermänteln im Türhaken – ohne daß die Wohnungstür noch einmal gegangen war: sie mußten also mit ihr von der Straße hochgekommen sein. Sie hatten Pistolen in der Hand, befahlen mir, die Hände hochzunehmen und mich an die Wand zu stellen, und einer legte mir Handschellen an. Die zwei Frauen auf dem Sofa spielten ihre schmutzige Rolle zu Ende, fielen sich um den Hals und heulten wie die Schloßhunde, in offensichtlich verzweiflung. Ich ahnte immer noch nichts. Sie führten mich runter, stießen mich in einen Wagen, wo ich zwischen zwei Bütteln auf der Rückbank eingezwängt wurde. Als ich protestierte, was das Ganze solle, schrien sie mich an: "Schнауze – hier fragen wir und nicht Sie!" Die Fahrt ging dann durch Berlin und über flaches Land, durch kleine, mit unbekannte Dörfer, bis mich in einer größeren Stadt ein großes Tor aufnahm: ich war in der Lindenstraße/Otto-Nuschke-Straße, bei der Stasi in Potsdam, wie ich am nächsten Morgen erfuhr.

1.5 *Einblicke aus den Stasi-Akten*

Obwohl ich meine Mutmaßungen hatte, weshalb alles schiefgegangen war, kam die Gewißheit erst nach der Einsicht in meine Stasi-Akten im Juni 1992. Die Zufälle, die zu meiner Festnahme geführt hatten, sind so lächerlich, daß sie in einem Krimi als schlechter Stil abgetan würden. Ich wurde am 13. Dezember verhaftet.

weil ein Brief nach Potsdam die Adresse "An Frau Meinhardt, Ossietzkyst. 13" trug. Nr. 3 wäre richtig gewesen. Zufällig wohnten in beiden Häusern junge Frauen namens Meinhardt – nun wirklich kein häufiger Name. Die falsche M. öffnete den Brief, fand, daß er wohl für die Studentin nebenan gemeint war, brachte ihn aber nicht rüber, sondern zeigte ihn ihrem Mann. Beide kamen, wie es der Zufall wollte, aus alten Arbeiterfamilien und waren gläubige Kommunisten. Weil sie wegen der (vorsichtig formulierten) Einladung nach Ostberlin Verdacht schöpften, brachten sie den Brief zum Parteisekretär ihres Betriebes, der ihn an die Stasi weiterreichte. Die fragte dann die 'falsche' M., ob sie bereit sei, zum Treffpunkt zu fahren. Leunantini Abramczik, eine erfahrene Stasi-Offizierin, wurde sie als ihre 'Mutter' begleiten. So kam es, daß Helga am 5.12. und ich am 13.12. zwei Spitzel anstelle der erwarteten Studentin trafen. Ich habe mir später viele Vorwürfe wegen meiner Dummheit gemacht, besonders in die ('konspirative') Wohnung mitzugehen. Aber erst als ich die Akten sah, wurde mir klar, daß das Spiel verloren war, sobald ich die M. angesprochen hatte: wir waren von vier Polizisten in Zivil umstellt, die gespannte Pistolen in den Taschen hatten, und ich hätte keine Chance gehabt, meinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Es spricht nicht gerade für die Effizienz der Stasi, daß sie sich darauf verließen, daß weder Helga noch ich die Studentin von Angesicht kannten. Sonst hätten wir auf dem Absatz kehrtgemacht, und der Aufwand wäre für die Stasi umsonst gewesen. (Auch Klaus, wenn er denn an dem Abend gefahren wäre, hätte den Betrug durchschaut). Die Stasi hatte die falsche Studentin auch für das Fach Germanistik, und nicht Anglistik, getrimmt.

Edeltraut, die 'echte' M., hat von dem Brief nie etwas erfahren, auch nicht, daß sich irgendjemand um sie Sorgen gemacht hatte. Selbst unser Prozeß, der im März 1962 in ihrer Heimatstadt Potsdam stattfand, blieb ihr unbekannt.

1.6 Vernehmungen

Ich wurde in eine Zelle des Stasi-Gefängnisses gestossen, aber es blieb wenig Zeit zum Nachdenken, denn ich wurde umgehend aufgefordert, mich auszuziehen, bekam Anstaltskleidung und wurde sofort zum Verhör abgeführt. Konnte ich protestieren und auf meiner eigenen Kleidung bestehen? Das Essen fordern, das mir schmeckte? Einen Anwalt zu Rate ziehen, bevor ich meine erste Aussage machte? Meine Angehörigen über meinen Aufenthalt aufklären? Auf freiem Zugang zu Information durch Zeitungen und Bücher meiner Wahl, Radio und Fernsehen bestehen? Das Gelächter der Stasi-Leute wäre laut und schallend

Das Photo auf dem Umschlag zeigt den Zellentrakt durch das vergitterte Fenster eines Polizeimuseums. Ich mache die Aufnahme während einer 'Besichtigung' meines alten Gefängnisses am 3. Februar 1990, kurz nach dem Fall der Mauer. Als ich durch die Innenstadt von Potsdam wanderte, fand ich an dem Eingang eine Anzeige, die für denselben Nachmittag eine Führung anbot. Teile des Gefängnisses sind heute Museum – ich habe dort drei Lesungen aus meinen Erinnerungen gemacht. Die Straßenseite ist auf S. abgebildet.

Abteilung VIII/C

Potsdam, den 15.12.1961
Gr./Sohn.

UV 16

Festnahmebericht

KOPIE

Der Bundesbeauftragte
für die Unterlagen des
Staatsicherheitsdienstes
der ehemaligen DDR
ASI, Potsdam

Betrifft: Görlach, Manfred

geb. am 12.7.1937 in Berlin

wohnhaft: Bad - Harzburg, Herzog - Julius - Str. 72

Jetzige Tätigkeit: Student

Familienstand: ledig

Laut Auftrag der Bezirksverwaltung - Potsdam, Abteilung III vom 12.12.1961 wurde der Obengenannte am 13.12.1961 gegen 19.40 Uhr in Berlin - Pankow, Breitestr. 13 b in einer KW offiziell festgenommen.

Obengenannter wurde von 18.30 Uhr bis 19.00 Uhr von

Berlin, Friedrichstr. (Metropol - Theater) bis zur KW Berlin - Pankow unter Beobachtung gehalten.

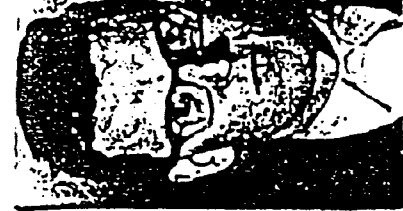
Die Festnahme wurde von den Genossen Oberleutnant Pehort, Leutnant Tausch, Unterleutnant Neumann und Oberfeldwebel Gräbert durchgeführt.

Bei der Festnahme selbst leistete der Obengenannte keinerlei Widerstand. Zu bemerken ist noch, daß die festgenommene Person sehr erregt war.

Der Obengenannte wurde gegen 21.10 Uhr in die UHA - Potsdam, Otto - Muschke - Str. eingeliefert.



Lindenstraße: Fassade, Februar 1990



(Gräbert)
Oberfeldwebel

'Verbrecherphoto', Dezember 1961

Das Kreisgericht - Potsdamer Land

Potsdam, den 14.12.1961 UvH

160/61

Altverurteilung
bei Eingabe des Haftbefehls

KOPIE:
Der Gerichtsbeschluss ist
für die Unterlegen des
Staatsanwaltschaftlichen UDR
der ehemaligen DDR
ASL, Potsdam

Haftbefehl

Der **GÖBLACH, Manfred**, geb. am 12.7.1937 in Berlin, Beruf: ohne
Wohnort in Berlin-Lichterfelde, Karsten-Str. 39 b
ist in Untersuchungshaft zu nehmen.

Er wird beschuldigt, mehreren Bürgern der DDR durch seine Vermittlung
diesem zu helfen zu haben, die DDR illegal zu verlassen.

Strafbar nach § 21 StBG und/ § 8 Paßgesetz (n. F.)

Er ist dieser Straftat dringend verdächtig.

Da das Verbrechen, welches den Gegenstand der Untersuchung
bildet, mit einer Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren
bedroht ist und Fluchtgefahr besteht, ist der Haftbefehl
gesetzlich begründet.

Gegen diesen Haftbefehl ist binnen einer Woche der Rechtsmittel der Beschwerde zulässig

Anzahlblätter

Potsdam

den 14.12.1961

19 61



(Richter *[Signature]* des Kreisgerichts)

UvH 10

13.12.1961

bnb

Die in meiner Vernehmung am 13.02.
1961 abgegebenen Angaben entsprechen der Wahrheit.
Es trifft zu, daß ich verschiedenen Bürgern der DDR durch meine
Vermittlungen geholfen habe, die DDR illegal zu verlassen.
Ich tat dies, weil ich meinte, daß deren menschliche Probleme
eine Hilfe meinerseits rechtfertigen würden.
Damit will ich nicht gesagt haben, daß die Gesetze der DDR
unmaßgeblich sind.

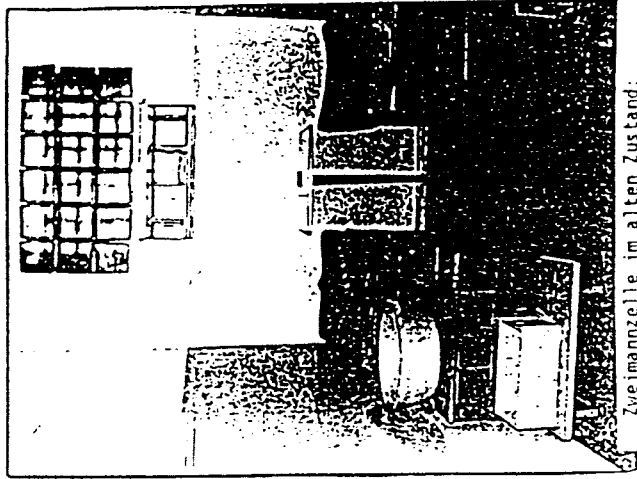
Der Haftbefehl wurde mir am 14.12.1961 um 17.00 Uhr verkündigt.
Über das Recht der Beschwerde wurde ich hingewiesen.
Gezeichnet

Richter *[Signature]* des Kreisgerichts
Selbst gelosen, genehmigt und
unterschrieben

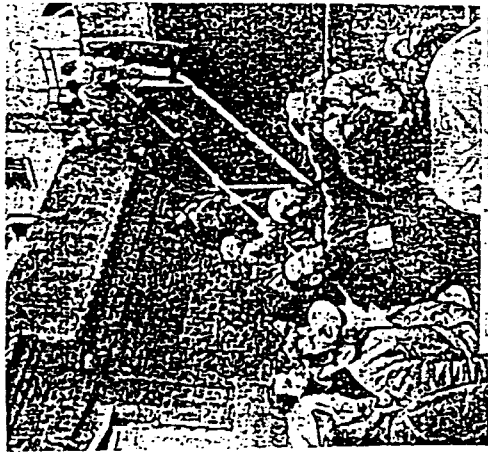
Protokollführerin

[Signature] Manfred Göblach

Im Lindenmuseum Jan-März 1990
Führungen durch die Folterkammern



Zwei Mannzelle im alten Zustand:
2 Pritschen, 1 Tisch (festgeschraubt),
Glasbausteine, Maschenschüssel (Kübel
nicht sichtbar) Stand: vor 1969



Führung im Innenhof und innen
(Inschrift: Mahnstätte gegen
Faschismus und Stalinismus)

3/4. Februar 1990 BfH



Beim Abbild dieser Stütze in der Potsdamer Otto-Nuschke-Straße empfanden
viele der Besucher, so auch Alexander Hoff (links im Bild) aus Berlin-Regel,
hohe Beirresenheit. Diese Einweihung im Inneren der Stadt ist auch am heutigen
Sonnabend zu betrachten. Foto: Ilanachmann

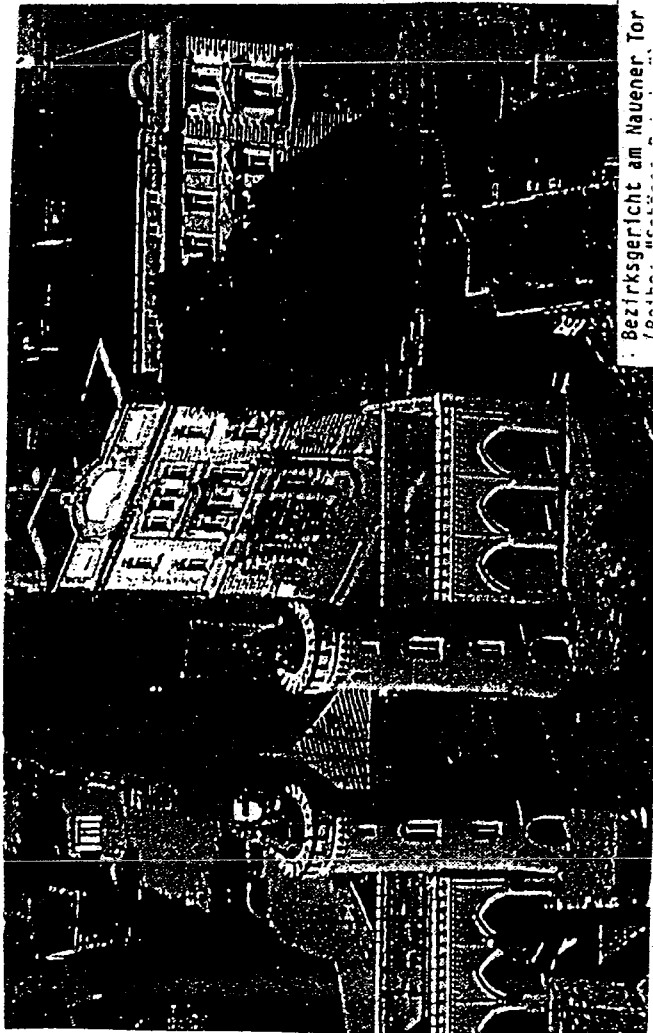
Fotografie für die
Heuteintieferungen

Westberliner Student in Potsdam verurteilt

Wegen angeblicher Abwerbung wurde jetzt der 25jährige Westberliner Student Manfred Gürtel vom Bezirksgericht Potsdam zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Das teilte gestern der Untersuchungsausschuß Freilichtstadt Potsdam mit. Gürtel war im Dezember vergangenen Jahres in Ostberlin verhaftet worden. Das ist nur ein Fall einer ganzen Reihe von politischen Verurteilungen, die das Bezirksgericht in den letzten Wochen gefällt hat.

- Mit fünf Jahren Zuchthaus wurde der 30jährige „Volkstarmist“ Kurt Hübschmann bestraft, weil er versucht hatte, in die Freiheit zu fliehen. Das Gericht beschuldigte ihn des „versuchten bewaffneten Grenzdurchbruchs“, der „Fahnenflucht“ und der „Abwerbung“.
- Über den 20jährigen Herbert Stahlberg verfügte das Gericht 15 Monate Gefängnis wegen „staatsgefährdender Hetze“. Stahlberg hatte den Inhalt einer westlichen Fernsehsendung wilerzählt, in der Ulbricht die Mitschuld am Tode Thälmanns vorgeworfen wurde.
- Wegen „versandter Republikflucht“ erhielt der 17jährige Karlheinz Melster aus Kleinmachnow 10 Monate Gefängnis.

Berlin (Eigenbericht)



Bezirksgericht am Nauener Tor

gewesen. In dem Augenblick, in dem sie jemanden einsperren, finden sie auch eine Schuld, irgendeine, irgendwie. Sie irren sich darin nie, und all die Bürgerrechte sind ein Überbleibsel einer verflissenen Gesellschaft, nicht länger nötig oder sinnvoll, wo es um den Endsieg der Arbeiterklasse ging.

Von 21^h bis früh um 3^h erzählte ich meinem Vernehmer Märchen. Das machte ihn gar nicht froh – ich ahnte nicht, daß er viel mehr von mir wußte, als ich annahm. Dann fing er an, offensichtlich aus meinen Äußerungen in der konspirativen Wohnung zu zitieren – und erst dann wurde mir schlagartig klar, was gespielt wurde. Es bleiben ein paar Sekunden für eine schnelle Entscheidung, und ich glaube, ich traf intuitiv die einzig richtige, indem ich einen Nervenzusammenbruch vorspielte und sagte: "Ich will alles sagen" – in der Erwartung, daß man mir in diesem Augenblick der Krise glauben würde. Deshalb packte ich aus – all die Einzelheiten, die sie sowieso schon wußten (soweit ich mich an die Gespräche in der Wohnung erinnern konnte). Ich fügte aber auch die Details hinzu, die Helga wußte – von der ich mit Sicherheit annehmen durfte, daß sie auch festgenommen worden war. Meine Chance war es, die fehlenden Zwischenglieder zu liefern, wobei ich meine aktive Rolle in der Beschaffung des Passes auf das Mindeste zurücknahm. Die außergewöhnlichen Umstände müssen meinen Einfallreichtum beflügelt haben – die Gesamtgeschichte wurde klarer, gradliniger und folgerichtiger als die Wirklichkeit. Die größte Schwierigkeit bestand darin, mir die erfundenen "Tatsachen" so genau zu merken, daß ich mich nicht in Widersprüche verwickelte. Natürlich wußte ich nicht, welche Details die Stasi vielleicht überprüfen würde; ich fand viel später heraus, daß sie das alles wenig kümmerte, solange sie nur genügend Anklagematerial gegen mich zusammen hatten – es ging ihnen sicherlich nicht um die historische Wahrheit.²

Das Leben im Gefängnis war ein furchtbarer Schock. Beschränkt auf eine Zelle von 2m x 5m, allein mit einem Mitgefangenen, ohne Fenster (das Licht von draußen kam durch Glasziegel), keine Toilette (sondern ein Eimer), im Sommer brütend heiß und im Winter klirrende Kälte, keine Bewegung außer (meistens) 20 Minuten Freigang allein im Innenhof und die lähmende Unsicherheit über die Zukunft: all das war schwer auszuhalten. Allein zu sein, war schlimm, aber einen Zellengenossen zu haben, vielleicht noch schlimmer. Sie wechselten ständig, und einige waren offensichtlich auf mich angesetzt, um mich auszuhorchen. Man kam vielleicht von der Vernehmung zurück, stolz, dem Stasi-Menschen einen Bären aufgebunden zu haben – und erzählte das dann dem Mithäftling, der die Aussage brütharm der Stasi berichtete. Die Abgeschlossenheit war vollständig; nur während der Vernehmungen war es möglich, durch ein Fenster zu blicken und Spuren des Lebens draußen zu erhaschen. Die Glocken der nahen Kirche läuteten

²Eine sehr brenzlige Situation ergab sich dadurch, daß (wie die Vernehmungsprotokolle mir deutlich machten) Brigittes Freundin – die angeblich den Paß besorgt hatte – von der Stasi mit einem Mitglied einer Fluchthilfsorganisation verwechselt wurde, eine 'Spur', die man begierig aufnahm, um mir organisierte 'Abwerbung' vorwerfen zu können.

die Stunden – das Leben draußen ging ohne mich weiter. Ein erster Brief an Waltraud wurde mir erst nach 8 Tagen gestattet, kurz vor Weihnachten; darauf ein Brief alle vier Wochen, die natürlich hinein und heraus durch die Zensur mußten.

Daß ich in die Wohnung mitgegangen war, erwies sich in Wirklichkeit als ein Vorteil: daß ich so viele Einzelheiten über die Fluchthilfe ausgeplaudert hatte, ohne zu wissen, was ich tat, machte es später einfach, zu 'gestehen'. Wenn ich auf offener Straße festgenommen worden wäre, hätte ich jede Anschuldigung beharrlich geleugnet – aber man hätte Geständnisse bestimmt durch Sonderbehandlung erzwungen. Zwar war körperliche Folter nicht länger angesagt, jedenfalls nicht mehr üblich, aber Schlafentzug wäre sicher ein wirksames Druckmittel gewesen, und das hinterläßt auch keine Spuren.

1.7 Der Prozeß

Ich wurde also wegen 'Abwerbung' angeklagt. Der Paragraph besagte, daß die kapitalistischen Kräfte des Westens die sozialistische Gesellschaft und Wirtschaft zu unterminieren trachteten, indem sie Menschen weglockten, unter Versprechen von großen Geldbeträgen – denn ein Arbeiter würde das Paradies nicht ohne solche Versuchung verlassen. Die Unruhe unter der ostdeutschen Bevölkerung nach dem Mauerbau schien strenge Maßnahmen gegen alle Kritiker nötig zu machen, und Fluchthilfe wurde als besonders gefährlich angesehen. So kam es zu dem Mythos des 'Menschenhandels', eine Anschuldigung, die noch dadurch übertröfen wurde, daß ich (und viele andere) mitgehört hätten, einen dritten Weltkrieg vorzubereiten: genau wie Hitler 1939, so die Begründung, einen sogenannten Flüchtlingsstrom von Volksdeutschen aus Polen organisiert habe, um sich einen Vorwand zu schaffen, militärisch einzugreifen, so versuchten die 'Bonner Ultras', einen Flüchtlingsstrom aus der DDR anzuregen, um dann die Bundeswehr über die Grenze zu schicken. Zusätzliche Paragrafen hätten auf meinen Fall angewendet werden können – sie wurden es aber nicht, vielleicht weil ich so früh 'gestanden' hatte: Ebens Test der Grenzkontrollen hätte leicht als meine Anstiftung zu Spionage ausgelegt werden können.

Meine zwei Verteidiger¹ sah ich einen Tag vor dem Prozeß, d.h. lange nachdem die Stasi alle gewünschten Bekenntnisse aus mir herausgequetscht hatte. Meine Schwester hatte die zwei Anwälte nach ausführlichen Beratungen mit Freunden ausgesucht, als die für meinen Fall vielleicht noch brauchbarsten. Sie mußten aus Ostdeutschland sein, waren also an die nationalen Gesetze gebunden² und zu Wohlverhalten verpflichtet. Außerdem kannte ich sie nicht und wußte deshalb auch nicht, wie weit ich ihnen trauen konnte – und das Gespräch fand in einem Raum des Stasi-Gefängnisses statt, das sicher mit Wanzen bestückt war, so daß jedes Wort aufgezeichnet werden konnte. Ihre Unterstützung war dementsprechend

¹Dr. Reinhard Preuss und Clemens de Maizières, ein Pazifist und Mitglied der Ost-CDU – und Vater des ersten Premierministers der gewandelten DDR, März bis Oktober 1991.

gering. Immerhin waren zwei Einzelheiten des Gesprächs bemerkenswert: Heinrich Böll hatte einen Brief zu meiner Entlastung an das Gericht geschrieben, der in der Verhandlung verlesen werden sollte. Böll gab an, ein guter Studienfreund meines verstorbenen Vaters gewesen zu sein (eine schiere Unmöglichkeit, da er 18 Jahre jünger war – aber das interessierte die Stasi nicht). Er sagte auch, er kenne mich gut genug, um zu sagen, daß ich nicht aus politischen, sondern (vielleicht fehlgeleiteten) mitmenschlichen Gründen gehandelt habe. Wie immer wirkungslos solche Einwürfe sein mochten – sie zeigten mir, daß meine Freunde draußen sich etwas einfallen ließen, um mir wohlüberlegt zu helfen. (Als ich 1991 daran ging, die Vorgeschichte des Briefes zu rekonstruieren, stieß ich auf große Schwierigkeiten, weil die Hauptbeteiligten inzwischen tot waren).

Der andere Punkt war, daß ich meine Verteidiger fragte, ob ich nicht zu meiner Entlastung die Passage aus der DDR-Verfassung zitieren sollte, die (damals noch) den Bürgern die freie Bewegung innerhalb Deutschlands garantierte. Das Argument war faszinierend – es deutete an, daß der DDR-Staat durch den Bau der Mauer die eigene Verfassung gebrochen hatte, und ich, Manfred Görlach, versucht hatte, wenigstens einigen zu ihren verfassungsgemäßen Rechten zu verhelfen. Der Rat meiner Verteidiger war aber eindeutig: "Tun Sie das bloß nicht! Das gibt ein paar Jahre mehr!" Ich sehe dies immer noch als Sinnbild für die maßlose Heuchelei des DDR-Systems, in dem es verboten war, die Verfassung vor Gericht zu zitieren. (Später war es dann auch untersagt, den Text der Nationalhymne zu singen, weil der Worte "Deutschland, einig Vaterland" des hochgeschätzten Dichters Becher enthielt, so daß die Hymne gesummt werden mußte).

Ich verbrachte eine unruhige Nacht. Die Verhandlung war 'öffentlich', aber niemand war davon unterrichtet, außer meiner Tante, die weit entfernt in Halberstadt wohnte; die Behörden wollten natürlich keine Öffentlichkeit in einem Prozeß, in dem Fluchtmöglichkeiten behandelt wurden. Meine Tante hatte aber meine Cousine Irene in Ostberlin anrufen können (die dann 1963 selbst floh), und sie stellte dann die 'Öffentlichkeit' in dem Prozeß dar. Ich sah auch Helga wieder, die in der Tat auch am 13. Dezember verhaftet worden war.

Die Verhandlung war eine Farce. Es gab keine Zeugen – die Staatsanwaltschaft wollte wohl die falsche M. und ihre 'Mutter' nicht vorführen. Stattdessen wurden unsere Bekenntnisse verlesen, und der Brief von Böll. Richter Wohlgethan – was für ein angemessener Name! – war wegen seiner scharfen Urteile gefürchtet. Staatstreue zählte sicher weit mehr als juristischer Sachverstand. Mein Urteil lautete auf vier Jahre Zuchthaus; Helga bekam nur ein Jahr – sie war die arme Österlin, die durch einen westlichen Verführer irregeleitet worden war. Meine

²Er ist noch heute als der 'Rote Freister' in Potsdam bekannt – der als Vorsitzender des Nazi-Gerichtshofs sich über politische Angeklagte hämisch lustig machte, bevor er sie oft zum Tode verurteilte. Wohlgethan lebte noch 1999 unangefochten im Zentrum von Potsdam – verkalbt, uneinsichtig und strafmündig.

Anwälte rieten mir dazu, Berufung einzulegen, die erwartungsgemäß nach acht Wochen verworfen wurde, und deshalb wurde ich im Mai nach Brandenburg verfrachtet.

2. Brandenburg

2.1 Ortsbeschreibung

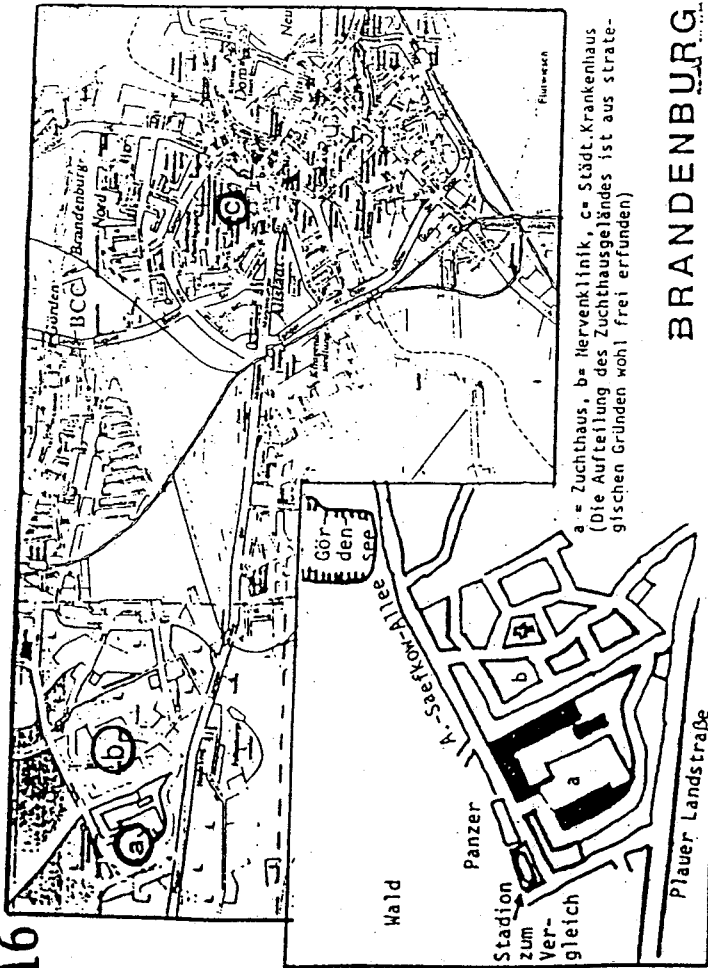
Das Zuchthaus von Brandenburg-Görden war schon unter den Nazis als Hochsicherheitsgefängnis in Gebrauch. Erich Honecker hatte selbst zwölf Jahre dort gesessen. 1962 war es eine der gefährlichsten Haftanstalten, belegt vor allem mit Gefangenen mit langen Haftstrafen, darunter vielen Lebenslänglichen. Politische und Kriminelle waren nach einem ausgeklügelten System gemischt – das System war dem der Nazis nachempfunden, die Mörder und andere Gewaltverbrecher als Kapos zur 'Erziehung' der Politischen eingesetzt hatten. Das ersparte auch der DDR-Polizei weitgehend, sich die Hände schmutzig zu machen: die 150 Mörder, die man 1959 in Brandenburg zusammengezogen hatte, waren durch Versprechung einer möglichen Entlassung nach 15 Jahren leicht zu 'guter Führung' zu bewegen.

Die Gefangenen waren in Großzellen zu 14 untergebracht; man achtete sorgsam darauf, daß nicht zu viele Politische beisammen waren. Die Einrichtung bestand aus dreistöckigen Betten, Tischen, Stühlen – und einem Eimer in der Ecke; brechen keine Toilette. Offensichtlich war alles darauf angelegt, Gefangene zu brechen und nicht umzuwerzen. In der Tat wurde mir nie politische Schulung angeboten oder aufgezwungen – ich durfte (schwer zu glauben) nicht einmal die Klassiker Marx und Lenin lesen.⁵

2.2 Arbeit

Arbeit war Zwang. Gründe dafür, wohin man die einzelnen Gefangenen steckte, waren nicht ersichtlich – in die Produktion von Möbeln, Uniformen oder (in meinem Fall) in den Traktorenbau. Es gab drei Schichten, die Arbeit war hart und sollte es auch sein – als Strafmaßnahme. Arbeitsverweigerung bedeutete Karzer: Einzelhaft im Keller bei Wasser und Brot. Ich war nicht für die mir zuge dachte Arbeit geeignet, und es passierte mir schon nach zwei Wochen, daß ich einen Unfall hatte: eine tiefe Wunde am Mittelfinger der linken Hand. Dieser Vorfall hätte mich für die Arbeit in Schneidöl untauglich machen müssen, aber trotz meiner Einwände wurde ich gezwungen, weiterzuarbeiten. Eine sehr schmerz hafte Entzündung folgte und – entgegen alle Erwartungen – wurde ich dem Doktor vorgestellt (2.5). Als ich nach weitgehend erfolgloser Behandlung an die Arbeitstelle zurückkehrte, war der Finger halbsteif, und ich erkläre, für schwere

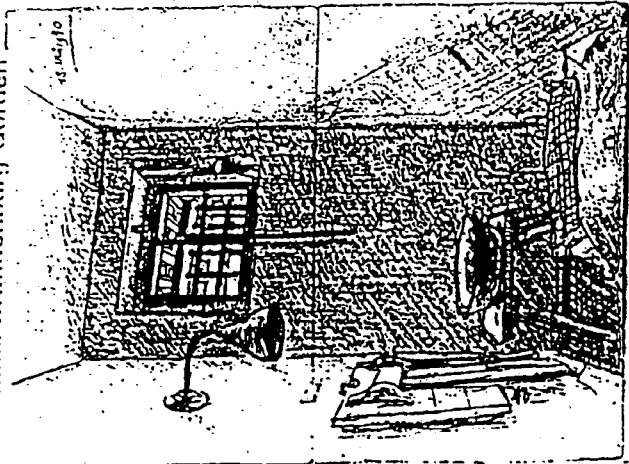
⁵Die einzig plausible Erklärung für das überraschende Verbot ist, daß die Polizei es nicht riskieren wollte, Zitate ihrer Klassiker ins Gesicht geschleudert zu bekommen, ohne die geschulten Kräfte zu haben, die mit solchen Anwürfen hätten fertig werden können.



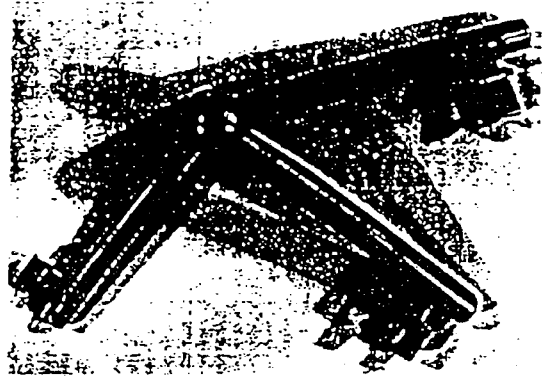
BRANDENBURG

Brandenburg-Görden von innen.
Abb. aus: A.-H.-V. Schlieffen-Troschke, *Ermaß Brandenburg und zwüsch. Köln, 1987*, und H. Uhlmann, ed., *Störben um zu Leben. Büchergilde Gutenberg*.

Zuchthaus Brandenburg-Görden



Der 'Kammerkammer'. Heimlich angefertigte Zeichnung seiner Zelle von Axel Gramberg. Isoliert in Haus I und IV - Zustand unverändert bis in die frühen 60er Jahre (andere Lampe)



Zuchtklinik, Zuchthaus Brandenburg-Görden, Pannschlüssel für die Tür und Gürtel. Modell: (Der Jahre, aber wohl un-ändert ('helllos') bis in die 1960er Jahre)

Arbeit unfähig zu sein, weil die Kraft in der linken Hand nicht mehr ausreichte: von nun an spielte ich die Rolle des braven Soldaten-Schwejk, der immer sein Bestes zu geben scheint und ständig schrecklich versagt. Ich war mit zwei linken Händen und zehn Daumen geboren, sagte ich allen, und würde man mit bitte eine Tätigkeit zuteilen, für die ich besser geeignet war. Das tat man nicht, sondern teilte mich für die Drehbank ein. Ich gab vor, den Bolzen nicht ordentlich einspannen zu können, und er schoß aus dem Futter, sobald ich ihn mit dem Stahl berührte. Auch ein zweiter Versuch war genauso erfolglos, und man sah ein, daß ich für diese Tätigkeit nicht geeignet war – schwere Arbeit, die ich vermeiden wollte, um mich nicht kaputtzumachen.⁶ Nach ein paar anderen Jobs wurde ich an eine Bohrmaschine gestellt, mit der Löcher in Motorengehäuse gebohrt wurden. Die Maschinen waren alt und wacklig, viele stammten noch aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, so daß eher ovale Löcher entstanden. Es war klar, daß ich dieser Arbeit ausweichen mußte: ich stellte mir vor, nach einer Nachtschicht, mit der Mehrzahl der hundert Motorenblocks mit eierigen Löchern dazustehen. Der Schaden wäre beträchtlich gewesen und die Reaktion vorhersehbar. "Wer hat das angerichtet?" – "Görlach." – "Woher kommt der?" – "Aus Westberlin." – "Und was ist er?" – "Ein Student, inhaftiert wegen gegen den Staat gerichteter Umtriebe." – "Also, ein klarer Fall von Sabotage." Da Verurteilungen wegen angeblich während der Haft begangener Untaten möglich waren,⁷ sollte man solchem Risiko tunlichst aus dem Wege gehen. "Wir wollen Dir zeigen, wie man's macht – viel Wasser von oben, sanft und gleichmäßig drücken und nie rucken." Nach einigen Vorführungen war ich dran. Als ich fast durch das Werkstück durch war, ein unmerklicher Ruck und der Bohrer hatte sich festgefressen. "Was habe ich nur getan? Ich habe mich doch so sorgfältig an die Anweisungen gehalten!" – "Wir zeigen Dir's nochmal." Ein nächster Versuch hatte dasselbe Ergebnis – ich war in heller Verzweiflung, aber offenbar ungeeignet für die Aufgabe. Der Bohrturm wurde mir nie wieder angeboten.

Einige Wochen später bekam ich meinen Traumjob. Zahnräder für Brotschneidemaschinen (für ein Werk in Wernigerode?) herzustellen hieß, daß man neben der Maschine sitzen konnte, zusah, wie die Zähne ausgefräst wurden, ab und zu die Maße überprüfte, die Zahnräder vom Öl reinigte und einen neuen Stapel in Angriff nahm. Es gab einen Schnellgang, der mir erlaubte, die geforderte

⁶Die Produktivität war unglaublich niedrig und mit riesiger Verschwendung von Arbeitskraft und billiger Energie verbunden (mit schrecklichen Folgen für die Umwelt). Die Norm für die Arbeiter um 10% oder 20% zu erhöhen, war lächerlich – wo die Einführung von moderner Technologie den Ausstoß um viele hundert Prozent hätte steigern können: aber dafür fehlte das Geld.

⁷Neben Sabotage drohte eine Anklage wegen 'Hetze' – , und diese Furcht war ständig präsent: wie kann man es verhindern, daß zwei Kriminelle bereit sind zu beenden: "Er hat gesagt, die Kommunisten müßte man alle totschiessen" (= Mordhetze, 3 Jahre)?

Norm in fünf Stunden der 7½-Stunden-Schicht zu erfüllen. Der Stahl war Blätterteig nicht unähnlich, und der Schnellgang, der die Zähne aus dem Stahl förmlich herausriß, ergab eine kümmerliche Qualität. Ich frage mich, wie lange diese Zahnräder wohl gehalten haben – und war im übrigen sicher, daß sie nicht in Panzern verwendet werden konnten: bei 'Traktorenteilen' waren mir doch Zweifel gekommen.

Die gewonnene Freizeit ließ sich sinnvoll nutzen. Ich war immer auf dem Weg zur Toilette, wobei ich an einigen Arbeitsstellen für einen Schwatz unterbrach. Es bestand keine Gefahr, belauscht zu werden: der Lärm machte es unmöglich, selbst in einigen Metern Entfernung etwas zu verstehen. Und die Polizei zeigte sich nicht, besonders nicht während der Nachtschicht. Schließlich lagen überall Stahlstangen herum ... Aber die Polizei hatte ja genügend willige Spitzel für solche Informationen. Man mußte deshalb nur sehr sorgsam sein, die richtigen Gesprächspartner und die Themen sorgfältig auszuwählen. Ich merkte aber bald, daß diese Gespräche vielen Mitgefangenen viel bedeuteten, ob wir uns nun über Kunst, Geschichte, Wirtschaft oder sogar Politik unterhielten. Und ich fand es auch angebracht, einigen zu raten, es mit der Arbeit nicht zu übertreiben, sondern an die Gesundheit und an die Zeit danach zu denken. Diese Aktivitäten wären natürlich nicht möglich gewesen, wenn ich die Arbeit verweigert hätte.

2.3 Überleben

Die Schilderungen oben enthalten eine Reihe grundsätzlicher Entscheidungen, und es ist wohl nützlich, hier ein Kapitel einzuschreiben, wie man Bedingungen wie die in Brandenburg überlebt; das Thema wird in vielen Einzelheiten wieder auftauchen. Ich war im Vergleich zu den meisten Mitgefangenen in einer sehr vorteilhaften Lage: ich hatte mit meinen vier Jahren eine vergleichsweise 'geringe' Strafe und war jung (24 zur Zeit der Festnahme), gesund, unverheiratet, ohne Eltern, Student – und aus dem Westen.⁸ Und ich hatte nichts zu bereuen, weil ich kein Unrecht getan hatte, selbst wo ich bewußt gegen ostdeutsche Gesetze verstoßen hatte.

Ich weiß heute, daß meine beste Entscheidung die war, all den Gerüchten nicht zu trauen, die eine vorzeitige Entlassung bei guter Führung in Aussicht stellten – einige dieser Parolen war sicher von der Polizei selbst ausgestreut. Ich war sicher, daß man mich bis zum letzten Tag meiner Strafe festhalten würde. Wenn das stimmte, dann war es auch unsinnig, klein beizugeben – und es war gut, daß mir diese Erkenntnis schon in den ersten Wochen kam. Sie gab mir eine große innere Freiheit und machte mich unabhängig davon, was Mitgefangene oder die Polizei denken oder sagen mochten. Also wiederholte ich immer wieder, ich sei ein politischer Gefangener (ein Ausdruck, den es in bezug auf östliche Gefängnisse

⁸ – und das heißt auch, Entlassung in den Westen. Entlassungen in die DDR wurden treffend als "Aus dem Raubtierhaus ins Freigehege" bezeichnet.

nicht gab und den die Wachmannschaften gar nicht mochten). Ich fügte hinzu, ich hätte mir nichts vorzuwerfen; es seien die sozialistischen Behörden, die sich an mir vergingen, wenn sie mich zwischen Mörder steckten, nur weil ich einigen ihrer Bürger zu ihren Rechten verholfen hatte. Während ich sorgsam unflätige Sprache vermied – dafür gab es den 'Hetze'-Paragrafen – betonte ich doch, daß ich noch nie ein Kommunist gewesen sei und die Zustände in Brandenburg auch nicht dazu beitrügen, meine Meinung zu ändern. So muß ich den Polizisten allmählich als ein hoffnungsloser Fall erschienen sein – war aber auch einer, der den wenigen vertrauenswürdigen Mitgefangenen selbst verlässlich erschien. Im Alltagsleben gab mir die 'Narrenrolle' viel Freiheit, weil ich mir über die Folgen von kleineren 'Verstößen' keine Gedanken zu machen brauchte. Es kann sogar sein (obwohl ich keine Beweise für die Annahme habe), daß einige Polizisten einräumten, daß meine Haltung, wie merkwürdig auch immer, doch folgerichtig und achtenswert war. Wenn mich etwas ungebrochen durch die schwere Zeit gebracht hat, dann war es sicher diese Haltung der überlegten Nichtanpassung.

2.4 Essen

Das Thema kann in wenigen Zeilen abgehandelt werden. Es gab genug zu essen und zu trinken, was die Menge angeht, aber die Verpflegung war eine (absichtliche?) Mangelernährung, fast ohne Vitamine und Eiweiß (ich habe in knapp drei Jahren drei Eier gesehen). Wir konnten einkaufen – für bis zu 15 Mark unseres Arbeitslohnes⁹ – aber es gab außer Zucker und Margarine kaum etwas Brauchbares, vielleicht kein Wunder zu einer Zeit, wo die Versorgung auch der Bevölkerung draußen unzureichend war. Zu Weihnachten und zum Geburtstag durften wir ein Päckchen bekommen – mit genauen Vorschriften, was ausgehändigt werden durfte und was nicht.

2.5 Gesundheit

Die Gesundheit war *die* große Sorge, weil es sehr zweifelhaft war, ob man angemessene Behandlung bekam, und ob das überhaupt angestrebt war. Die Mangelernährung, Überarbeitung und anderer Streß ergaben eine Fülle von gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Wenn das Schlimmste eintraf, würde die Asche nach Hause geschickt, mit dem üblichen Vermerk: "Herzversagen."

Mein erster Unfall (2.2) erwies sich als versteckter Segen. Als ich mich krank meldete, wurde ich dem Sanitärer Floh-Paule vorgeführt (der seine Laufbahn als Ungeziefer-Vertilger begonnen hatte und dem jegliche medizinischen Fachkenntnisse fehlten). Zu meiner Verblüffung erlaubte er mir, den Doktor zu sehen. Dr. Krafft war der Chefarzt der Brandenburger Poliklinik, der jeden

⁹ Es gab einen monatlichen Abrechnungstreifen, in dem Bruttolohn, Abzüge und Netto sorgfältig ausgewiesen waren. Davon gingen dann 75% an den Staat, für Kost und Logis (und Betreuung?). Ausgezahlt wurden 1.5-2.5 Mark, der (geringe) Rest ging auf ein Sperrkonto.

Mittwoch- und Samstagmorgen seine Patienten im Gefängnis besuchte. Außerhalb dieser Zeit wurden die 1500 Häftlinge von dem wegen 'Spionage' inhaftierten Medizinstudenten Peter betreut. Dr. Krafft berührte meinen Finger, und ich ging vor Schmerz in die Höhe. Er wandte sich an Peter und sagte: "Wir machen das mit Medikamenten und warten bis morgen. Wenn es dann nicht besser ist, dann *incidere*." Ich lächelte, und er wandte sich zu mir. "Was sind Sie." – "Student." – "Und was studieren Sie?" – "Latein." Jetzt lächelte er. Er erkannte wohl sofort, daß er keinen gewöhnlichen Verbrecher vor sich hatte, und ich fühlte seine Bereitschaft zu helfen. Er veranlaßte, daß ich am nächsten und übernächsten Tag mit der Grünen Minna in die Poliklinik gebracht wurde, und am Samstag befand er, daß ich einen interessanten Fall darstellte und daß alle konservativen Heilungsversuche angewendet werden müßten. So sorgte er dafür, daß ich fast zwei Monate (!) im Haftkrankenhaus bleiben konnte, wohl wissend, daß mir das bessere Essen, viel Schlaf und das Fehlen von Arbeit guttun würden – und die Polizei war zu der Zeit noch bereit, seine Autorität anzuerkennen.¹⁰

Die nächste Krise kam mehr als ein Jahr später. Nach der Nachtschicht, im Bett, spürte ich einen stechenden Schmerz in der Lendengegend. Der Eimer brachte keine Erleichterung, und so klopfte ich an die Tür. Ein Polizist kam und beschwerte sich über den Lärm. Ich erklärte ihm, daß ich wegen der starken Schmerzen dringend dem Arzt vorgestellt werden müßte, der ja am Samstagmorgen im Zuchthaus sei. Der Polizist kam mit Floh-Paule zurück, der mir zwei Pillen anbot. "Wofür sollen denn die gut ein?" – "Für die Schmerzen." – "Ich will die nicht, sondern ich brauche eine Diagnose. Ich will dem Arzt vorgestellt werden." – "Nimm die Tabletten, den Arzt kannst Du am Montag sehen." – "Das ist eine Lüge. Der Doktor ist am Montag gar nicht da, und wenn das eine Blinddarmentzündung ist, brauche ich am Montag keinen Arzt, sondern einen Leichenwagen." Als er mit seinem Gehilfen verschwand, rief ich den Arzt sehen nach: "Ich gebe Euch zehn Minuten für die Entscheidung, daß ich den Arzt sehen kann. Sonst schlage ich hier alles kurz und klein!" Nichts geschah. Deshalb packte ich einen der massiven Holzschmel und schlug ihn gegen die stahlverkleidete Tür, was einen höllischen Lärm machte. So kamen sechs Polizisten angerannt und schrien mich an: "Sie sind wohl verrückt geworden!" – "Ja, das bin ich, verrückt vor Schmerz, und ich habe auch gesagt, daß ich alles zusammenschlage, wenn ich nicht dem Arzt vorgestellt werde." Ich wußte, daß ich hoch pokerte, aber es gab für die Polizei nur zwei Möglichkeiten: entweder schickten sie mich in die Arzetzelle im Keller oder stellten mich dem Arzt vor. Obwohl die Polizei schon wußte, daß ich kein einfacher Gefangener war, war ich doch nicht gewalttätig, und mein ungewöhnliches Verhalten muß sie wohl dazu gebracht haben, auf meine

¹⁰ Als ich Dr. Krafft 1991 besuchte, um ihm für seine Hilfe zu danken, teilte er mir mit, daß er 1972 durch einen Militärarzt abgelöst worden war, weil er zu patientenfreundlich und deshalb als Gefängnisarzt nicht länger tragbar war.

Forderung einzugehen. Fünf Minuten später kamen zwei Männer mit einer Trage, um mich zum Krankenhaus zu bringen. Die Diagnose ergab einen Nierenstein, der durch Röntgen bestätigt wurde, und ich wurde stationär aufgenommen. Wie es sich so traf, ging Dr. Kraft unmittelbar darauf in den Sommerurlaub. Weil die Polizei nicht wußte, was sie mit mir anfangen sollte, behielten sie mich im Krankenhaus bis zu seiner Rückkehr, wo er natürlich herausfand, daß der Stein längst weg war und ich auf die Arbeitsstelle zurück mußte.

2.6 *Kulturelles*

Mir wurden auch nach verschiedenen Anträgen von drinnen und draußen keine Fachbücher gestattet, die ich dringend für die Aufrechterhaltung meiner Englisch- und Lateinkennnisse gebraucht hätte. Aber Fremdsprachen waren sowieso verboten, und selbst der Besitz und Gebrauch von Papier und Bleistiften wurde streng bestraft. Die wenige Freizeit konnte mit Schachspiel (Karten waren wieder verboten) und Lesen ausgefüllt werden: es gab eine Gefängnisbücherei mit sehr gemischten Beständen – darunter einige Bände aus der Zeit vor 1945 – aber man bekam selten die bestellten Bücher. Das lag vielleicht teilweise wieder daran, daß der 'Bibliothekar' ein Mörder war, der erstmal seine Freunde bediente. Hamanns zweibändige Kunstgeschichte geriet mir nur deshalb in die Finger, weil der Mörder unserer Zelle sie bekam – und ich während der Schicht oben bleiben konnte, weil keine Arbeit für mich da war.

Alle zwei Wochen gab es einen Film. Das war eine Vergünstigung, die bei schlechter Führung entzogen werden konnte. Ich bin nur einmal mitgegangen: ein kümmerlicher Propagandaschinken aus Rußland, schlecht synchronisiert – es war die Zeit nicht wert. Als der Polizist zwei Wochen später die Zelle für den Kinogang aufschloß, blieb ich auf meinem Schemel sitzen. "Was ist mit Ihnen?" Haben Sie Kinosperr?" – "Nein, ich will nicht." – "Sie müssen aber." – "Nein, Sie können mich doch nicht zwingen, eine Vergünstigung anzunehmen." Das war zu hoch für ihn, und eine längere Diskussion endete ohne Ergebnis. Er entschied, daß ich meinen 'Erzieher' sehen mußte, der für die achtzig Gefangenen des Blocks zuständig war (und der wegen seiner Ordnungsliebe und des verkniffenen Gesichtsausdrucks 'Bügel falte' hieß). Der gab nach einer Weile auf und entschied, daß ich den Flur fegen mußte. Als meine Zellengenossen zurückkamen, lachten sie mich aus – ich lächelte zurück, und als der Polizist vierzehn Tage später wieder zum Film abholte, erklärte ich ihm, er müsse doch wohl gemerkt haben, daß ich nie mitginge. Rums, war die Tür zu, und ich hatte fast zwei Stunden Ruhe zur Besinnung, eine kostbare Gabe, deren Wert man im normalen Leben nicht zu schätzen weiß.

2.7 *Verbindungen nach draußen*

Ein Brief von 20 Zeilen war jeden Monat erlaubt – einer von meiner Schwester und eine Antwort. Obwohl die Zensur nicht alles durchließ, waren die Briefe doch

das wichtigste Band mit der Außenwelt.¹¹ Da Waltraud sich an den 'kriminellen Aktivitäten' beteiligte hatte, konnte sie nicht zum 30-minütigen 'Sprecher' anreisen, der alle sechs Monate erlaubt war. (Meine Tante aus Halberstadt kam zu Besuch, doch brachte sie nur wenige Nachrichten, die wiederum in Briefen an sie mitgeteilt sein mußten). Wenn mir ein Brief ausgehändigt wurde, mußte ich den alten abgeben – glücklicherweise sind die meisten im 'Archiv' erhalten geblieben. Es war auch nur ein Photo zugelassen: Waltraud mußte eines von sich und meiner Freundin mit dem Bild meiner verstorbenen Mutter zusammenmontieren lassen.

Die Polizei hatte aber keine genauen Regelungen, was eingehende Postkarten betraf. In einem frühen Brief hatte ich Waltraud gebeten (glücklicherweise war das durch die Zensur gegangen), Freunde und Verwandte zu ermuntern, mir zu allen erdenklichen Festen und Feiertagen Postkarten mit moderner Kunst zu schicken. Die meisten dieser Grüße wurden mir nie ausgehändigt, aber ich bekam immerhin bis zu 17 zu einem Termin. Eine wichtige Funktion dieser Karten war, daß sie der Polizei deutlich machten, daß mein Fall draußen nicht vergessen war. Die eindrucksvollste Sendung waren sechs Postkarten aus Fidschi;¹² sie wurden mir nie ausgehändigt und blieben verschwunden – aber die Polizisten haben wohl erstmal eifrig im Atlas nachgeschlagen.

Mit Postkarten verbindet sich auch eine denkwürdige Begebenheit zu Weihnachten 1963. Ein Polizist brachte mir zwei neue Karten und forderte die fünf vom Vortrag zurück. Nun waren drei wohlversteckt, weil ich sie anderen Mithäftlingen zeigen wollte, also gab ich nur zwei zurück. "Sie haben mehr als zwei bekommen," bemerkte er richtig. "Nein, ich habe diese zwei, die ich hiermit zurückgebe." Der Streit ging weiter und endete wieder bei Bügelfalte. Ich forderte die zwei zu meinen Wertsachen zu nehmen, was ihm nicht gefiel. "Das sind keine Wertsachen." – "Oh, doch, es sind schließlich Kunstproduktionen." Das verlagerte die Unterhaltung auf das Thema Kunst, zu seinen Ungunsten. Nach ein paar Minuten machte er den entscheidenden Fehler: "Diese Bilder (von Kandinski, Klee, Nolde usw.) sind keine Kunst, sondern bestenfalls Entartete Kunst." Er saß in der Falle. Ich wurde kühl wie ein Universitätslehrer und fragte in gespielter Entrüstung: "Ich traue meinen Ohren nicht. Haben Sie wirklich den Ausdruck

¹¹In Brandenburg war auch Zeitungslektüre (NEUES DEUTSCHLAND und JUNGE WELT) gestattet. Trotz aller Bemühungen, zwischen den Zeilen zu lesen, blieb der Informationswert erstaunlich gering: so war (nach meiner Erinnerung) nicht einmal über den Kennedy-Besuch in (West-)Berlin im Juni 1963 berichtet worden.

¹²Kartenaktionen sind ein wohlprobiertes Mittel bei Amnesty International; ich habe von draußen mehrere solcher Aktionen für Brandenburger Häftlinge organisiert. Ein früherer südafrikanischer Gefangener der Apartheid sagte mir vor vielen Jahren, daß so etwas in Südafrika allerdings vermehrte Quälereien bedeutet hätte, weil solche Aktionen als Teil einer kommunistischen Solidarität ausgelegt worden wären. – In einem Vortrag in Fidschi konnte ich mich 1996 bei den Zuhörern eines Vortrags über meine Haft stellvertretend für die geleistete Hilfe bedanken.

daß man mir eine Mitarbeit bei der Stasi anbieten würdel. Immerhin, der Text der Werbungsakte ist ein schönes Beispiel dafür, daß man auf solches Liebeswerben auch mit "Nein" reagieren konnte (bei mir ist es ja zu der entscheidenden Frage nie gekommen) und das selbst in der Grenzsituation im Gefängnis.

2.9 Die Entlassung

Gerüchte über eine bevorstehende Entlassung von Häftlingen aus dem Westen liefen im Juli 1964 um – und soweit ich das beurteilen konnte, kamen die Nachrichten aus verlässlichen Quellen. Ich war inzwischen in eine 'Rentier-Brigade' überstellt worden (nur Tagschicht, Ankerwickeln), weil meine Arbeitsleistung im Traktorenwerk weiter nachgelassen hatte. Als ein Polizist auf die Arbeitsstelle kam und meinen Namen aufrief, antwortete ich: "Ich weiß schon, es geht nach Westen." Natürlich wurde heftig widersprochen, aber ich wiederholte meine Behauptung und nahm ausführlich Abschied von meinen Arbeitskollegen, schüttelte ihnen die Hand und wünschte ihnen alles Gute. Zwei Wochen später war ich in Hessen – nach Westberlin abgeschoben werden durfte ich nicht, weil ich einen westdeutschen Ausweis besaß.

Die Hintergründe der Entlassung wurden einige Wochen später durch die Presse bekannt. Die Bundesregierung hatte beschlossen, Ostdeutschland Geld zur Verfügung zu stellen, um die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu verbessern und damit – so die Hoffnung – auch den politischen Druck etwas abzumildern. Nachdem die Sache beschlossen war, kam die Frage auf, ob man denn irgendeine Gegenleistung erwarten könne. Kurz zuvor hatten die Amerikaner die Kriegsgefangenen der Schweinebucht von Kuba zurückgekauft, und so wurde vorgeschlagen, zu versuchen, politische Häftlinge von der DDR im Austausch anzufordern. Das Wunder geschah – die Kommunisten stimmten zu, und so wurden pro Gefangenen Waren im Wert von DM 40.000 nach Osten geschickt (in meinem Fall Apfelsinen und Bananen, später wollte der Ostes Bares). Bis die DDR 1989 zusammenbrach, hatte man mit dem Verkauf von 33.500 Häftlingen ein lohnendes Geschäft gemacht.

Beachte: 'Menschenhandel' ist etwas anderes, wenn er von Staats wegen betrieben wird.

3. Schluß

Waren es die leidvollen Erfahrungen wert? Was ist aus der Geschichte zu lernen? Zuerst einmal: ich hatte keine Wahl. Ich konnte zum ersten Hilfsersuchen nicht nein sagen, und konnte auch Briggite nicht hängen lassen. Ich hätte mich für den Rest meines Lebens geschämt, in dem Bewußtsein, versagt zu haben. Allerdings waren die 976 Tage Haft viel zu lang. Wenn ich hätte erfahren wollen, was man so aushält, dann hätte dasselbe Urteil mit früher Begnadigung oder Freikauf nach wenigen Monaten gereicht. So waren die knapp drei Jahre doch verlorene Zeit, und die lange Abwesenheit hat besonders für meine Schwester viel Leid gebracht.

gebraucht, den die Nazis für dieselben Künstler erfunden haben? Einen Ausdruck, der sie dazu brachte, Maler ins Ausland zu treiben, ihre Bilder aus Museen zu entfernen und billig zu verhöckern – eine Kulturschande, die den Namen Deutschlands in der ganzen Welt besudelt hat? Wie können Sie, mit all der politischen Erziehung, die Sie genossen haben, diesen Ausdruck benutzen? Können Sie mir das erklären?" Natürlich konnte er das nicht – er konnte sich nicht einmal an seine Vorgesetzten wenden: es wäre mir eine Freude gewesen, das Gespräch zu wiederholen. Er wurde rot, dann blaß, dann wieder rot, und es blieb ihm nur die kindische Reaktion zu sagen: "Damit wir in Zukunft keinen Streit mehr wegen Postkarten haben, bekommen Sie keine mehr ausgehändig." Das war mir der Triumph wert – und nach der Verlegung in einen anderen Block bekam ich auch wieder meine Postkarten.

2.8 Weitere Proteste

Ich war Nichtraucher, also konnten sie mir die Zigaretten nicht sperren. Ich hatte es abgelehnt, die Filme anzusehen. Sie sperren mich vom Volleyball im Hof aus, aber da führten die Mörder das große Wort, und das war deshalb keine ungetrübte Freude. Sie haben es nicht gewagt, mir den Briefverkehr zu verbieten, oder alle vier Wochen zum Gottesdienst zu gehen.¹³ Zwei Ereignisse wurden mir erst klar, als ich meine Stasi-Akte eingesehen hatte. Nach zwei Jahren Haft schrieb mein Anwalt de Maizière, ein Gnadengesuch¹⁴ für mich sei wegen schlechter Führung abgelehnt worden. Da ich nie wegen Verstößen bestraft worden war und mit meiner Zahnradfräse auch die Arbeitsnorm erfüllte, verlangte ich, mit etwas Theaterdonner, Rücksprache beim Leiter der Anstalt. Zu meiner Verwunderung wurde ich immerhin einem seiner Vertreter vorgeführt und verlangte Aufklärung, was denn gegen mich vorläge, das diese schmerzliche Ablehnung begründete. Ich bekam keine befriedigende Antwort: er konnte nur Kleinigkeiten vorbringen. Die wahren Gründe enthüllte erst das Stasi-Protokoll (Anhang 1). Noch ungewöhnlicher und für mich damals völlig unerkärllich war das 'Werbungsgespräch' (Anhang 2) – mit allem hätte ich damals gerechnet, nur nicht,

¹³Diese Besuche sind in meiner Erinnerung völlig verblaßt – sie haben mir wohl wenig bedeutet. Es wirft aber ein bezeichnendes Licht auf das DDR-System, daß der Pfarrer 1991 als Mitarbeiter der Stasi enttamt wurde – das Schlimmste, was er in seiner Stellung hatte tun können.

¹⁴Ich hatte Freunde und Verwandte ermuntert, solche Gesuche loszuschicken; wenn man davon auch wenig Wirkung erwarten konnte, so zeigten sie doch den Behörden, daß mein Fall draußen nicht vergessen war. Ein solches Gesuch an den Staatsratsvorsitzenden Ulbricht, das Freunde meiner 92-jährigen Großmutter diktiert hatten, endete mit den Worten "Möge der Herrgott es Ihnen danken." De Maizières Rolle war wenig hilfreich. Da es mein Bestreben war, nicht klein beizugeben und mich durch Anpassung zu kompromittieren, war sein Ratschlag mich gut zu benehmen, gar nicht in meinem Sinne. (Ein ähnliches Mißverständnis war auch unter einigen Freunden im Westen verbreitet).

Strafvollzugsanstalt Brandenburg

Brandenburg, den 4.11.1963

- Der Leiter -

Az.: 40 2) 15 -/Za.-3

F ü h r u n g s b e r i c h t
über den Strafgefangenen

G ü r l a c h, Manfred
Soziale Herkunft:
Anschrift d.n. Angehörigen:

Geb. am 12.7.1937 in Berlin
Angestellter

Schwester: Waltraut Görlach
Hln.-Lichterfelde
Garstenstr. 35 b

Voraussichtliche Entlassungs-
anschrift:

wie oben; Wohnraum ist vorhanden

Familienverhältnisse:

ledig

Beruf vor der Haft:

Student

evtl. Tätigkeit nach der Entl.:

Studium

Verurteilendes Gericht:

Bezirksgericht Potsdam

Aktenzeichen:

I BS 58/62 - I 41/62

Tas der Verurteilung:

21.03.1962

Delikt:

Verleitung zur Republikflucht

Strafmaß:

4 Jahre Zuchthaus

Strafbeginn:

25.04.1962

Strafende:

12.12.1965

Vorstrafen:

keine

Der Strafgefangene Görlach entstammt kleinbürgerlichen Verhältnissen. Er besuchte vier Jahre die Volksschule und neun Jahre die Oberschule. Anschließend studierte er an der Universität in Berlin-Dahlem. Sein Ziel war, Oberschullehrer zu werden.

Einer Organisation gehörte er nicht an.

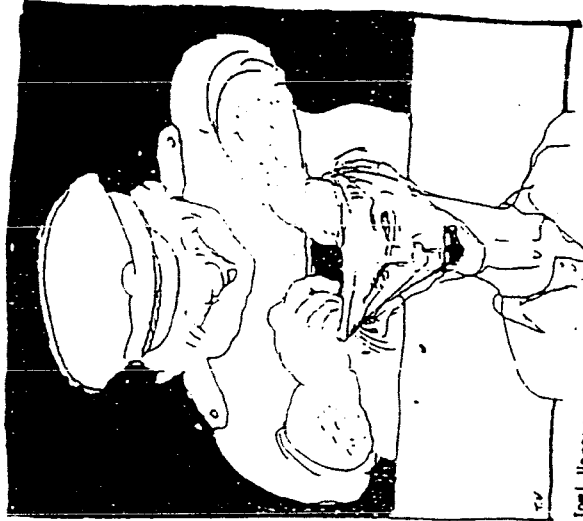
Seit dem 02.06.1962 befindet sich der Genannte in der hiesigen Strafvollzugsanstalt zur Strafverbüßung. Zu seiner Führung kann gesagt werden, daß diese nicht immer der Haus- und Zellenordnung entspricht. So wurde festgestellt, daß er im angekleideten Zustand im Bett liegt, die Freistunde durch Unterhaltungen stört und die Bekleidungsordnung nicht einhält.

Er sowie seine Angehörigen halten sich nicht an die bestehende Schreibvorschrift. Diesbezüglich wurden mit G. schon mehrmals Aussprachen geführt bei denen ihm dargelegt wurde, daß er und seine Angehörigen die Schreibvorschrift einzuhalten haben und er diese darauf hinweisen soll.

Der Strafgefangene Görlach wurde im Brandenburger Traktorenwerk zur Arbeit eingesetzt. Seine Arbeitsleistungen könnten besser sein. Er nutzt die Arbeitszeit nicht voll aus, indem er sich von seinem Arbeitsplatz entfernt und mit anderen Strafgefangenen Gespräche führt. Er zeigt wenig Interesse an der Arbeit. Er

Andererseits habe ich auch viel Glück gehabt, auch wenn ich nicht immer gleich sehen konnte, daß sich Fehler letzten Endes als Segen herausstellten, wie die konspirative Wohnung oder der Arbeitsumfall. Und meine Erfahrung ist nichts im Vergleich zu den leidvollen Schicksalen von Hunderttausenden, die in Europa vor und nach 1945 Grauensvolles erleben mußten. Und doch glaube ich, daß die drei Jahre eine wichtige Periode der deutschen Geschichte widerspiegeln und vielleicht auch eine Bedeutung haben für die allgemeinere *condition humaine*. Deshalb vor Jahren die vollständige Dokumentation, und dann die englische Zusammenfassung, die dieser Kurzfassung als Vorlage gedient hat.

In all dem war ein Trost: niemand hatte mich verraten,¹⁵ wie es so vielen Ostdeutschen klar wurde, als sie ihre Stasi-Akten einsahen. Einige meiner Freunde hatten Fehler gemacht, waren unvorsichtig oder übereilt, oder vertrauensselig gewesen. Auch ich. Hinterher ist man klüger, aber im Rückblick auf die Lage 1961 war es richtig, zu helfen, solange noch Aussicht auf Erfolg bestand. Einige hat es erwischt.



¹⁵Mit Ausnahme eines lange rätselhaften Falles: ein belastendes Dokument, ein Brief der Bibliothekarin des Englischen Seminars an den geflüchteten Mann Heigas, war dem Gericht in Potsdam zugespielt worden - von eben diesem Mann, der in den Akten als informeller Mitarbeiter der Stasi geführt wurde!

arbeitet nur so viel, daß es für den NO-Einkauf langt.

Politischen und kulturellen Veranstaltungen steht er sehr negativ gegenüber. Es kam so weit, daß er sich weigerte, diese Veranstaltungen zu besuchen, weil diese seiner Einstellung nicht entsprächen.

G. bringt offen zum Ausdruck, daß er unserer Gesellschaftsordnung feindlich gegenüberstehe.

Bei einem Erziehungsgespräch brachte er zum Ausdruck, daß er ein politischer Häftling sei. In den Zonenzeiten werde viel über politische Häftlinge in Westdeutschland geschrieben, aber hier würden mehr politische Häftlinge in diesem System über, eingesperret fest, daß jeder, der Kritik an diesem System übe, eingesperrt werde. Wenn sich zum Beispiel hier jemand auf die Straße stellen würde und wirkliche freie Wahlen forderte, den würde man sofort einsperren. Die Wahrheit dürfe hier doch keiner sagen, das dürfe man nur in Westberlin oder Westdeutschland.

Welter sagte er: "Warum führt man denn in der Ostzone keine freien Wahlen durch? In Westdeutschland brauche man diese nicht zu fürchten".

Diese oder ähnliche Reden sind bei dem Strafgefangenen an der Tagesordnung, und in diesem Sinne versucht er auch, andere Strafgefangene zu beeinflussen.

Bei der Arbeit versucht er, gegen Strafgefangene, welche ihre Arbeit ordnungsgemäß durchführen, zu hetzen.

Hinsichtlich seiner Straftat brachte er zum Ausdruck, daß er kein Verbrechen begangen habe. Er habe nur Menschen geholfen, welche an ihn herangetreten waren, daß er ihnen helfen solle, in die "Freie Welt" zu kommen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß der Strafgefangene Görlach ein unverbesserlicher Gegner unseres Staates ist und aus seiner Bestrafung noch keine Schlussfolgerungen gezogen hat. Er betrachtet sich als ein "Härtyer der freien Welt".

Seine Anwendung des § 346 der StVO wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht angebracht.

Ich werde im Oktober 1964 eine erneute Überprüfung vornehmen.

Achtmann
M. der VP

Akte IV/909/63 Beginn 20.7.63 Beendet 28.4.64 Archiv-Nr 1021/64
Gründe für das Ablegen/Kündigung

Der Kandidat wurde am 25.4.1962 inhaftiert gemäß § 21 StEG und zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. Es besteht die Aussicht unter Anwendung des § 346 eine vorzeitige Entlassung zu erwirken und nach erfolgter Anwerbung als GI denselben in Westberlin zum Einsatz zu bringen.

Potsdam, den 05.08.1963

(handschriftlich)

Bericht

über das Kontaktgespräch mit dem Strafgefangenen Görlach, Manfred

Am 01.08.1963 wurde eine Kontaktgespräch mit dem Strafgefangenen Görlach, Manfred in der StVA Brandenburg vom Gen. Behrendt geführt. Mit zugegen war außerdem Unterzeichner.

Auf Befragen, wie die Meinung des G. über seine begangene Straftat ist, brachte er zum Ausdruck, daß Menschen durchaus, dem Gefühl nachgebend, mit den Gesetzen in Konflikt kommen können, woraus die Annahme des G. resultiert, daß er ungerecht oder zumindest zu hart bestraft worden ist. G. gibt an, sollte sich eine derartige Situation wiederholen, trotz Kenntnis darüber, daß er sich gegen die Gesetze der DDR stellt, seine begangene Tat noch einmal auszuführen, um ein ruhiges Gewissen zu behalten.

G. ist weiterhin der Meinung, daß die Zusammenlegung von "politischen Strafgefangenen" mit kriminellen Delikten wegens inhaftierten Menschen unrichtig sei. G. fühle sich durch das Zusammensein mit "Mördern und anderen Elementen" in seiner persönlichen Humanität beeinträchtigt und herabgesetzt. Gleichzeitig ist G. aber der Meinung, eine derartige Zusammenlegung sei für ihn sehr lehrreich, da er verschiedene Charaktere kennenlerne.

G. beschwert sich, daß die Ablehnung seines Ersuchens, ihm einige fremdsprachige Bücher zu besorgen, speziell engl. und franz., unlogisch sei.

G. stand z.Z. seiner Inhaftierung kurz vor dem Examen (10 Semester absolviert) und ist bestrebt, nach seiner Entlassung dieses nachzuholen. Die Ablehnung seines Ersuchens aber hindere ihn daran, sein Wissen zu festigen bzw. zu erweitern. G. gibt an, daß, wenn es die Bücher in der DDR nicht gäbe, diese doch bestimmt von WD oder von den Vertragsstaaten bezogen werden könnten.

G. ist als intelligenter Mensch einzuschätzen. Sein Auftreten anderen Menschen gegenüber ist sehr selbstsicher. In seinen Umgangsformen läßt G. jedoch eine gewisse Nachlässigkeit erkennen, welche er mit billigen Argumenten zu vertuschen sucht.

Kühne

Anmerkung: Eine Werbung des Strafgef. Görlach, Manfred als IM wird auf Grund seiner ablehnenden Haltung zur DDR und seiner west-gerichteten Einstellung nicht vorgeschlagen. Im Falle einer Werbung bestünde die Möglichkeit, auf Grund seiner Verbindungen nach WD, daß er eine Gegenarbeit leisten würde und auch Mithäftlinge darüber informieren würde. Darum wird von einer Werbung z.Z. abgesehen. Ausschlaggebend für ein wiederholtes Ansprechen ist seine politische Entwicklung in der StVA.

Beschluß für das Einstellen eines Vorlauf-IM (Potsdam, VII, Oltm.Behrendt) vom 16.4.1964

Gründe für das Ablegen/Einstellen

Aufgrund der 1963 erfolgten Aussprache mit dem Kandidaten in der StVA Brandenburg sowie der Tatsache, daß sich sein Verhalten bzw. seine Einstellung im wesentlichen nicht geändert hat wurde von einer weiteren Aufklärung Abstand genommen.